

3 Kioske am See [Fortsetzung]

Autor(en): **Brockhoff, Stefan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 9

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751644>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

3 Kioske am See

KRIMINALROMAN VON STEFAN BROCKHOFF

2. Fortsetzung

Bernd seufzte und eilte ins Haus zurück. Er setzte sich zu Schütterlin, der Besucher harrend, denen er irgend etwas zeigen sollte. Zum Glück erschienen wenig Fremde, und der Junge konnte ein bißchen vor sich hinträumen. Es war gefährlich, auf die flimmernde Wasserfläche zu schauen, wenn einem die Augen sowieso brannten. Bernd spürte, wie sein Kopf schwer wurde. Wie schön müßte es sein, jetzt die Augen zu schließen! Nur für eine Minute... Aber er nahm sich zusammen und schloß die Augen nicht. Er war doch im Dienst.

Ein dumpfer Ton zitterte über den See, tief und durchdringend. Die «Hellas» kehrte nach der Villa zurück. Sonst pflegte sie vor dem Kiosk anzuhalten und Fräulein Beurer die neuesten Zeitungen mitzubringen. Sie hielt an dem kleinen Landungssteg, den das Xylandersche Haus in den See hinausstickte. Aus halb geschlossenen Augen betrachtete der Page das Schauspiel, das sich jeden Vormittag wiederholte. Jetzt mußte gleich der Briefträger kommen.

Der alte Sturzenegger war ein passionierter Briefmarkenjäger, der die Bemühungen Bernds väterlich begutachtete. Als er nun in die Portierloge trat und einen gewaltigen Berg Briefe abblud, blitzelte er dem Pagen verschmitzt zu. Aus seiner vollgestopften braunen Ledertasche zog er einen dicken Brief und schwenkte ihn verheißungsvoll in der Luft.

«Das sind Marken!» sagte er wichtig, «neue polnische. Vor zwei Monaten herausgekommen, braun, dicht gezackt, Wasserzeichen deutlich erkennbar. Stehen noch nicht im letzten Katalog.»

Bernd Schwyzer wurde wach. «An wen?» fragte er kurz.

«An dich bestimmt nicht. Die bekommt Herr Direktor Xylander.»

«Wenn Frau Direktor aufmacht, habe ich Glück», sagte Bernd trocken, und der alte Sturzenegger merkte, wie aufgeregt er war.

«Komm nur mit», murmelte er, «die paar Minuten wird dich niemand vermissen.» So sprach die Stimme des Versuchers. Bernd schwankte. Wenn er mit Sturzenegger ging und Frau Xylander die Tür öffnete, konnte es geschehen — wie es schon öfters sich ereignet hatte, daß die freundliche Belgierin eigenhändig die Marken von den Kuverts riß und ihm aushändigte.

Diesmal hatte Bernd Glück. Die Tür öffnete sich, und in einem cremefarbenen Morgenkleid erschien Frau Xylander. Sie lächelte Bernd freundlich zu. «Du spekulierst wieder auf die Marken», sagte sie gleich, «das sehe ich dir doch an der Nase an.»

Der Junge wurde rot bis zu seinen kleinen Ohren hinauf. Er nickte verlegen. «Sie sind nämlich heute besonders schön», meinte er. «Zwei polnische.»

Frau Xylander wog den dicken Brief unschlüssig in der Hand. «Eigentlich kann ich dir die nicht geben. Denn der Brief ist nicht für mich, sondern für unsern Gast aus Krakau, Herrn Zagorski.» Daraufhin riß Frau Xylander sorgfältig mit flinken Fingern die rechte Ecke des Kuverts ab, auf der die ersehnten Kostbarkeiten kleben und reichte sie Bernd. Sie nickte dem Briefträger Sturzenegger zu und verschwand.

Bernd bedankte sich noch einmal höflich bei seinem Gönner und lief eilig in die Portierloge zurück. Er mußte erst noch einige Herren in den vierten Stock geleiten und die Post in die einzelnen Zimmer verteilen, ehe er sich seiner Beute zuwenden konnte. Es war dies eine auffallend große, längliche braune Marke, darstellend den Marschall Pilsudski, und eine zweite, kleinere, die in dunkelgrüner Farbe das Schloß «Belweder» zeigte, mit dicken Säulen: offenbar ein Prachtmonument. Eifrig begann der

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Bisheriger Inhalt: Der Romanbeginn vermittelt uns die Bekanntschaft mit folgenden Persönlichkeiten: mit den drei Kioskinhaberinnen, Frau Rosa Beck, Frau Scheuchzer und der etwas kurzschichtigen Fräulein Beurer. Alle drei sind aufgebracht über die «Makedonia»-Zigarettenfabrik, die einen zu hohen Pachtzins für die Kioske verlangt. Diese Fabrik wird geleitet von den Herren Eleutherios Xylander und Arnold Loos. Bei der «Makedonia» arbeitet Trudi Leu als Sekretärin, und diese nette Dame ist befreundet mit dem jungen Zeitungsreporter Herbert Hößlin, der gerne einmal einen tüchtigen «Fall» erleben möchte, der ihm beruflich in den Sattel hilft. Herbert und Trudi sitzen eines Abends im «Select» mit ihrem Freund Gaston Meyrat zusammen, der Hauslehrer bei Frau Ina Zerkinden ist und deren Sohn Robbi zu beaufsichtigen hat. Gaston ist beunruhigt und verärgert, daß sich ein Aufruf von Frau Zerkinden, wonach er in der Stadt des Abends noch ein Buch abholen mußte, als Irrtum erwies hat. Er ruft Frau Zerkinden an und erhält vom Mädchen Bescheid, diese spiele gerade Fagott, was sie allabendlich zu tun pflegt. Auf die Bitte Gastons, Frau Zerkinden möchte selber an Telefon kommen, vernimmt er, sie habe sich eingeschlossen und spiele weiter, ohne sich stören zu lassen. Später wird der Reporter Herbert an den Apparat gerufen. Der 16jährige Fortierpage Bernd Schwyzer von der Phöbus A.-G., der dem Hause des Herrn Xylander gegenüberliegenden Versicherungsgesellschaft, ruft an und teilt ihm mit, es sei in der Nähe etwas explodiert. In der Portierloge der «Phöbus» saßen nämlich gerade zu jener Zeit ihrer Vier gemütlich beim Jaf: der Nachtportier Louis Schütterlin, Wilhelm Strupp, der Bootsführer der «Hellas», eines Herrn Direktor Xylander gehörenden Motorbootes, Carlo Pedroni, der Chauffeur der Makedonia-Fabrik und Freund der Kioskverkäuferin Beurer und der genannte Bernd Schwyzer. Diese hörten plötzlich einen heftigen, von einer Explosion herrührenden Knall, was den Jüngling Bernd eben veranlaßte, seinen Bekannten von der Zeitung anzurufen. Am selben Abend noch nimmt Kriminalkommissar Wiener, ein Onkel des Reporters, die Aufklärung des Falles an die Hand, und eine große Menschenmenge staut sich vor dem Tatort, einem der drei Kioske am See, der soeben in die Luft gelassen ist und dessen verkohlte Trümmer chaotisch herumliegen. Nachdem sich die Untersuchungsorgane und die Gaffer verzogen haben, untersucht Herbert Hößlin auf eigene Faust die Trümmer und entdeckt darin den Teil einer jener winzigen Ampullen, wie sie für Einspritzungen verwendet werden. Johanna Beurer, die Pächterin des zerstörten Kioskes, ist tröstlos, sie erinnert sich eines Drohbriefes, den sie vor elf Tagen erhalten hat und sieht die Drohung verwirklicht. Direktor Xylander verspricht ihr, den Kiosk sofort wieder aufbauen zu lassen und der ganzen Angelegenheit gründlich nachzugehen zu wollen. Fräulein Beurer erhält sich etwas beim Gedanken daran, daß sie der Werbung Carlo Pedronis, der über ein erwiesenes Barvermögen von 25000 Franken verfügt, nachgeben könne. Beim Nachhausekommen entdeckt sie im Türspalt einen Brief mit einer österreichischen Marke und denkt: «Wenn er mich doch in Ruhe lassen wollte!»

Page die Marken abzulösen. Die Polen müssen aber ihre Marken schlecht gummieren, dachte er verwundert, denn schon nach den ersten Versuchen blieben ihm die Marken in der Hand. Bernd Schwyzer untersuchte die Rückseite genau. Dabei entdeckte er etwas. Die polnischen Briefmarken, darstellend den Marschall Pilsudski und das Schloß «Belweder», waren ausschließlich am äußersten Rand, kurz bevor die Zahnung begann, befeuchtet und festgeklebt. Das mußte doch etwas bedeuten. Und als der kleine Bernd Schwyzer das herausgerissene Umschlagstück betrachtete, das die Briefmarken getragen hatte, wußte er, was das bedeutete.

Da stand etwas geschrieben, in winziger, kaum lesbarer Schrift, schwarz und sehr sorgfältig. Der Page versuchte, es zu entziffern. Er verstand kein Wort. Es schienen zwar lateinische Buchstaben, aber deutsch war es sicher nicht. Je unverständlicher ihm die Zeichen wurden, desto mehr wuchs seine Aufregung. Warum, in aller Welt, schrieb irgend jemand in mikroskopischen Buchstaben unter Briefmarken? Das war sonderbar und beinahe verdächtig. Allerlei krasse Ideen schossen durch Bernds Hirn. Ob das am Ende mit Spionage zusammenhing? Der Page bekam es ein wenig mit der Angst zu tun.

Er setzte sich auf den Tisch und überlegte. Draußen hämmerten die Bauarbeiter an Fräulein Beurers Kiosk. Der Page sah ein, daß er Hilfe brauchte. Ohne Herbert Hößlin würde er nicht weiterkommen. Schon weil dieses Geschreibsel nicht zu verstehen und vermutlich polnisch war. Er mußte also telefonieren, und zwar sofort. Ob-

wohl er eigentlich privat gar nicht telefonieren durfte und außerdem für Zimmer 44 ein Topf Bureaukleister beschafft werden mußte.

Es dauerte lange, bis die Sekretärin auf den «Neuesten Nachrichten» Herrn Hößlin an den Apparat brachte. «Was gibt es denn schon wieder?» fragte die Stimme Herberts etwas unwillig.

Das ist eine dumme Frage, dachte der Page. Ich kann ihm doch nicht sagen, was ich gefunden habe. Laut bemerkte er: «Kommen Sie doch bitte sofort her, Herr Hößlin. Ich möchte Ihnen etwas Wichtiges zeigen.» «Was willst du mir denn zeigen?» fragte die Stimme hartnäckig.

«Etwas Polnisches», erwiderte Bernd, «mehr kann ich jetzt nicht sagen. Sie werden's ja gleich sehen.»

Es gab eine Pause, dann sagte der am anderen Apparat: «Meinetwegen, in einer Viertelstunde bin ich da.»

Der Page hingte hastig ein, steckte den wichtigen Papierfetzen in die Tasche und sprang davon, um den Leim zu besorgen. Gerade als er atemlos zurückkam, forderte Zimmer 44, um einige Grade ärgerlicher, zum zweitenmal den Leim. Es war gut, daß Schütterlin irgendwo im Haus zu tun hatte. Sonst hätte es noch Krach gegeben.

Zwanzig Minuten später traf Herbert ein. Mit zitternden Fingern reichte ihm der Page das abgerissene Stück Papier. Er blickte den Journalisten mit aufgerissenen Augen an, als erwarte er von ihm ein Wunder. Aber das Wunder blieb aus, denn Herbert konnte auch nicht polnisch. Dafür wollte er mancherlei wissen. Wer ihm diese Marken gegeben habe? An wen der Brief gerichtet gewesen? Ob er das auch genau wisse? «Das kann etwas heißen, das kann aber auch gar nichts heißen», sagte Herbert zur großen Enttäuschung des Pagen.

«Meinen Sie, daß es vielleicht Spionage ist?» fragte der Page flüsternd.

Herbert blickte ihn belustigt an. «Warum Spionage?» fragte er trocken. Und Bernd Schwyzer sah die aufsehenerregenden Ereignisse samt Prozeß, von denen er geträumt hatte, hinter einem Nebel ins Nichts entschwinden. Aber als Herbert bemerkte: «Ich werde mich gleich nach einem Uebersetzer umsehen», wußte Bernd Schwyzer, daß es sich doch um etwas Gefährliches handelte. Und er war zufrieden.

«Vorsicht! Stopp! Beschleunigt nicht zu sehr!»

Als Herbert in das Redaktionszimmer trat, saß das Nilpferd auf dem Ledersessel, hatte die dicken Beine auf den Tisch gelegt und versuchte, die Luft durch eine unwahrscheinlich billige Zigarre zu verpusten. Das Nilpferd hieß eigentlich Köhler, war jahrelang englischer Berichterstatter gewesen, untermischte sein Zürideutsch gern mit angelsächsischen Flüssen und vermochte in 10 Minuten über sämtliche Wissensgebiete druckfertige Manuskripte zu verfassen. Er hieß das Nilpferd, weil er eine unwahrscheinlich umfangreiche Leibesfülle sein eigen nannte und durch nichts aus der Ruhe zu bringen war.

«Kannst du slawische Sprachen?» erkundigte sich Herbert. Das Nilpferd betrachtete seine Nägel, stieß eine Portion Rauch an die Decke und knurrte verdrießlich. Er schien keineswegs gut gelaunt.

«Uebersetz das!» verlangte Herbert und legte ihm einen kleinen engbeschriebenen Zettel vor die Füße. Das Nilpferd rührte sich nicht. «Da ist vielleicht etwas sehr Wichtiges», fuhr Herbert fort, um das Interesse seines Kollegen zu wecken. «Spionage oder gar noch Schlimmeres...»

«Interessiert mich nicht, was es ist», murkte der Dicke, griff aber trotzdem geschwind nach dem geheimnisvollen Zettel, hielt ihn dicht vor seine Augen und begann zu buchstabieren: «Uwaga! Stop! Nie przyspieszajcie za bardzo. Ogolne uczucie: wszystko idzie w powietrze. Zielone oczka sciensny sie. 10 000'... Polnisch», sagte er, «das riecht nach polnisch und deswegen verstehe ich's auch nicht. Aegyptisch hätte ich herausgebracht, arabisch rede ich fließend. Aber Polen gehört nicht ins Gebiet des britischen Imperiums... Wart mal», überlegte der Dicke, kniff die kleinen, scharfen Aeuglein zusammen und dachte nach. «Wer, wer und nochmal wer? ... und wo war denn das?»

Herbert blieb ganz still. Wenn ihm jemand helfen konnte, einen Mann aufzutreiben, der polnisch sprach und verschwiegen blieb, so war es das Nilpferd, denn das Nilpferd kannte die Stadt wie seine Tasche und trieb immer die sonderbarsten Leute auf.

«Weißt du, wo ich gewohnt habe, als ich damals aus England zurückkam?» fragte der Dicke schnell. «Ueber der Limmat. Man sah direkt ins grüne Wasser, und es roch immer nach gestärkter Wäsche, weil nebenan die Glätterei von Frau Wagners sel. Witwe... Ja, ja... damals muß es gewesen sein. Da hatte ich einen Zimmernachbarn, der Besuch bekam, einen Besuch, der fließend, aber mit fremdem Akzent deutsch sprach und Ljubka hieß, wie ich des öfteren hörte. Aber du kannst mich totschlagen: Ich weiß nicht mehr, wie der Mann neben mir hieß.»

«Weißt du wenigstens noch deine alte Adresse?» fragte Herbert.

«Natürlich. Das Wesentliche an dieser Ljubka war, daß sie aus irgend etwas in irgend etwas übersetzte. Ich glaube, ins Französische. Das schien ihr Beruf. Ljubka», murmelte der Dicke vor sich hin. «Rothaarig und sehr apart.»

Dann drehte er das Telephon. Es gab ein langes Gespräch. Der Dicke hatte seine alte Pensionsinhaberin angerufen, und er versicherte erst einige Male, wie er sich freue, daß es ihr gut gehe, daß es ihm auch gut gehe, erkundigte sich nach den verschiedenen Töchtern der Dame und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß die 38jährige Liesbeth jetzt doch noch den Bäcker von nebenan geheiratet hatte. Erst nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen konnte der Dicke die Frage nach seinem ehemaligen Zimmernachbarn stellen... Gott sei Dank, er wohne noch da, der Herr Imler, wenn er auch die Miete keineswegs pünktlich zahle. Im Augenblick schaffe er in der Central-Garage und käme zum Mittagessen nicht nach Hause, dafür aber abends oft sehr spät. Mit Mühe

gelang es dem Nilpferd, einen Schluß zu finden. Seufzend hängte er ein.

«Das Gespräch ist eine Einladung für 3 Cognacs wert», meinte er, aber Herbert war schon zur Türe hinaus. Das Nilpferd legte die Füße wieder auf den Tisch und setzte seine anstrengende Lektüre der 161 Seite dicken »Chicago Tribune« fort.

Die Central-Garage hieß deswegen Central-Garage, weil sie vollkommen verdeckt und abseitig in einem winkligen Gäßlein lag. Aber Herbert entdeckte sie trotzdem und stellte mit Erstaunen fest, daß sie mit Wagen vollgefüllt und überhaupt recht lebhaft war. Es kümmerte sich kein Mensch um ihn. Einige Autos fuhren heraus, innen drin wurde ein Wagen abgespritzt, und außerdem verursachte irgendein Motor einen ohrenbetäubenden Lärm. Schließlich schlangelte sich Herbert zu dem Mann im blauen Monteur-Anzug durch, der den Wagen abspritzte, wurde selber etwas durchnäßt und fragte mit freundlichem Lächeln, ob hier Herr Imler zufällig anwesend sei.

«Warum?» wollte der im Monteur-Anzug wesen und sandte den dicken Wasserstrahl haargenau neben Herberts Schuh. Herbert lächelte weiter freundlich, zog eine Zigarettenschachtel aus der Tasche und bot dem Mann eine an.

Der Mann schüttelte den Kopf. «Makedonia», meinte er anerkennend, «gute Marke. Aber stecken Sie nur wieder weg. Hier wird nicht geraucht. Hier ist nämlich eine Garage.» Imler hieß er übrigens selber. Herr Imler war anfangs sehr mißtrauisch. Eine Ljubka kenne er nicht. Ob der Herr vielleicht von der Polizei sei, damit wolle er nichts zu tun haben. Erst als Herbert ihn beruhigte, daß er nicht von der Polizei sei, gab Herr Imler die rothaarige Ljubka zu. Er war nicht gut auf sie zu sprechen, denn sie sei gewalttätig. Dann folgte der kurzfristige Liebestraum zwischen Herrn Imler, der gern in Ruhe Stumpen rauchte und in der Sonne lag und der temperamentvollen Ljubka, die Stumpenrauchen nicht vertragen konnte und andere Amüsements bevorzugte. Aber Herr Imler wußte wenigstens ihren vollen Namen. Er zog ein Notizbuch heraus und gab Herbert die Adresse von Ljubka Mirovsky, Winterthurerstraße 177.

Es dauerte nicht lange, bis Herbert das Haus fand. Mirovsky gehörte in den 3. Stock, der eigentlich der 4. war, denn man hatte die Dachzimmer als Wohnung eingerichtet. Herbert spürte eine gewisse Spannung, als er auf den Klingelknopf drückte. Die Tür öffnete sich und eine große, rotblonde Frau fragte: «Bitte?»

Herbert nahm sich zusammen. «Fräulein Mirovsky, wenn ich nicht irre.» Die Frau nickte. Sie sah ganz anders aus, als Herbert erwartet hatte. Ruhig und ener-

gisch. Sie erklärte sich sofort bereit, die Uebersetzung anzufertigen, führte den Gast in eine modern eingerichtete, winzige Wohnung mit Stahlmöbeln, riesigen Büchergestellen und japanischen Aquarellen. Bei der Erwähnung des Namens Imler zuckte Fräulein Mirovsky leicht zusammen. Ihr Gesicht zeigte ein spöttisches Lächeln. Wie kommt dieses Mädchen zu einem Herrn Imler, dachte Herbert, so etwas versteht man als Mann wahrscheinlich nie. Dann erklärte er, daß er einen sonderbaren Text habe.

«Ich muß auf Ihre allergrößte Diskretion rechnen», fügte er hinzu. Das Mädchen nickte. «Selbstverständlich», versicherte sie. «Ich habe schon viele Texte übersetzt, die geheimbleiben mußten. Das bringt mein Beruf mit sich.»

Dann nahm sie den Zettel, den Herbert vorsichtig hervorholte und setzte sich an den Stahlschreibtisch. Herbert wartete gespannt. Durch das Fenster erspähte er die spiegelnde Fläche des Sees und ein paar Häuser blinkten weiß zu ihm herauf.

«Ein sonderbarer Text», sagte Fräulein Mirovsky mit ihrer tiefen, gutturalen Stimme. «Ich muß Ihnen das ganz wörtlich übersetzen.» Sie reichte Herbert einen Block und begann:

«Vorsicht! Stopp! Beschleunigt nicht zu sehr! Allgemeines Gefühl: Sache geht in die Luft. Grüne Maschen enger geworden. 10 100.»

Sie hielt den Zettel in der Hand und blickte angestrengt auf die kleine beschriebene Fläche. Herbert ließ den Füllhalter sinken, riß das Blatt ab und sagte: «Vielen Dank!» Dabei flimmerte es ihm ein wenig vor den Augen. Das war ja unglaublich. Das sah ja aus wie eine Warnung. Und wieso, um alles in der Welt, sollte etwas «in die Luft gehen»? Dabei erschien ihm plötzlich das Bild einer Stelle am See mit Holztrümmern und Asche und einem winzigen Stück grünlichen Glases.

«Was bin ich schuldig?» fragte er. Fräulein Mirovsky verlangte einen angemessenen Preis, empfahl sich für weitere Uebersetzungen und geleitete den Besucher hinaus.

Auf der Treppe des Hauses blieb Herbert stehen und las kopfschüttelnd den Text noch einmal. «Grüne Maschen enger geworden», was konnte damit gemeint sein? Warum schrieb dies ein Herr X. unter eine braune 30 Groschen-Marke? Nur eins war klar. Dies war eine unverhüllte, dringliche Mahnung, absichtlich verborgen vor unberufenen Augen. Offenkundig mußte der Empfänger in engster Verbindung mit dem Absender stehen, wenn er diese Geheimsprache verstand. Vor allem beunruhigten Herbert die fünf Worte hinter dem Doppelpunkt: «Sache geht in die Luft.» Welche Sache ging da in die Luft? Und was sollte nicht beschleunigt werden?

(Fortsetzung Seite 271)

Gehen Sie aus?

... dann erst NIVEA

Sicher, Handschuhe halten manchmal warm, Ihre Haut beschützen sie nicht. Das erreichen Sie mit NIVEA-Creme.

Reiben Sie morgens und abends und am Tage, bevor Sie ausgehen, Ihre Haut gut mit NIVEA-Creme ein. Nur NIVEA enthält das dem natürlichen Hautfett verwandte Eucerit. Ihre Haut bleibt zart, weich und jugendfrisch, selbst bei strenger Kälte.

Nivea-Creme in Dosen u. Tuben Fr. 0.50 - 2.40
 Nivea-Öl Fr. 1.75 - 2.75

SCHWEIZER FABRIKAT - Pilot A. G. Basel

Herbert mußte sich zugeben, daß er vor einer verschlossenen Tür stand, zu der ihm im Augenblick jeder Schlüssel fehlte.

Gespräch am Nebentisch.

Als Trudi Leu Herrn Xylander den Besuch der drei Kioskpächterinnen ankündigte, wurde er sehr ungehalten. «Diese dummen Zeitungstände machen mir seit Tagen mehr Arbeit als der ganze Fabrikbetrieb», meinte er ärgerlich und machte Miene, sich wieder dem Aktenstück zuzuwenden, das auf seinem stahlgrauen Schreibtisch lag. Aber dann besann er sich eines anderen und ließ die drei Frauen hereinführen. Sie standen verlegen und etwas hilflos mitten in dem großen Büro. Selbst Frau Beck schien sich nicht wohl zu fühlen und schob nervös die goldene Spange hin und her, die ihre Uhrkette auf der Brust zusammenhielt. Herr Xylander gab seinem Gesicht einen noch abweisenderen Ausdruck. «Bitte machen Sie es kurz, meine Damen!», sagte er kühl. «Ich habe nur 10 Minuten Zeit. Dann muß ich in die Stadt.»

Frau Scheuchzer stieß ihre lange Kollegin sanft mit dem Ellenbogen, während Johanna Beurer unwillkürlich einen Schritt zurücktrat, als wolle sie noch im letzten Moment den Rückzug einleiten. Aber da hatte die Beck sich schon gefaßt und sagte etwas leiernd den zurechtgelegten Text her. Es ging um die Pachtsumme für die drei Kioske, die unerschwinglich sei. Das Wort «Krise» kam in jedem Satz vor und veranlaßte Frau Scheuchzer zu lebhaftem Kopfnicken. Die wohlausgearbeitete Rede war noch nicht zu Ende, als Xylander unterbrach:

«Nein, meine Damen, an eine Pachtsenkung ist nicht zu denken. Die Verträge laufen noch zwei Jahre. Es steht Ihnen frei, sie mit dreimonatiger Frist zu kündigen, aber einen Zinsnachlaß kann ich Ihnen nicht gewähren. Der Stadtverwaltung muß ich für die Ueberlassung des Terrains mehr zahlen, als ich von ihnen bekomme. Ich trage diesen Verlust, weil die drei Kioske eine ganz gute Reklame für die Makedonia-Fabrik sind. Aber ich kann nicht noch mehr zusetzen als bisher. Das sollten Sie einsehen.»

Frau Beck sah gar nichts ein. Sie fuhr mit ihrer Rede da fort, wo sie aufgehört hatte, und wiederholte mit erhobener Stimme ihre bewegten Beschwerden. Herr Xylander zeigte seine Gleichgültigkeit gegen alle diese Klagen so deutlich, daß selbst Johanna Beurer sich ärgerte. Eigentlich hatte sie nichts sagen wollen, aber dann sagte die doch etwas: daß es sehr bequem sei, sich auf den Vertrag zu berufen, daß Herr Xylander doch wissen müsse, wie sehr der Absatz zurückgehe, von den Gefahren

ganz zu schweigen, denen man in diesen Kiosken ausgesetzt sei. Frau Rosa Beck nickte dazu siegesgewiß.

Doch Herr Xylander gab nicht nach. «Ich muß diese Anspielung zurückweisen», erwiderte er scharf. «Es ist nicht meine Schuld, daß Ihr Zeitungsstand in die Luft gegangen ist. Ich habe alles getan, damit Sie keinen Schaden erleiden. Der Kiosk ist sofort wieder aufgebaut worden.» Seine scharfen Augen ließen Johanna Beurer los, die schuldbehaftet den Kopf senkte. Dann wandte sich Xylander wieder nachdrücklich zu den anderen beiden. «Sie sehen, meine Damen, daß mir Ihre Interessen nicht gleichgültig sind. Aber Ihre Forderung muß ich ablehnen. Sie scheint mir ganz ungerechtfertigt. Aus den Bestellungen, die Fräulein Beurer zum Beispiel meiner Firma aufgibt, sehe ich, daß die Kioske nicht schlecht gehen.»

Dieser letzte Satz bewirkte einen merkwürdigen Frontwechsel. Rosa Beck, die ihren Haß gegen die Kollegin Beurer nur mühsam hatte unterdrücken können, vergaß mit einem Male völlig, wo der Feind stand. Diese Beurer! Immer machte die Beurer alles zu Schanden. Ihr ganzer Zorn über den vergeblichen Feldzug entlud sich plötzlich gegen die Kollegin. «Natürlich, Fräulein Beurer kann gut viel bestellen, die wird ihre Sachen schnell los. Wenn unser Kiosk auch so eine gute Lage hätte, würden wir uns nicht beschweren. Die hat eine feste Kundschaft. Alle Angestellten der Versicherungsgesellschaft kaufen bei ihr. Und außerdem verdient sie noch an den Photoarbeiten. Die muß eben mehr Pacht zahlen als wir. Das wäre nur recht und billig. Jawohl, das müßten Sie!» rief sie laut und maß die Kollegin mit bösem Blick, als fände sie es verwerflich und unmoralisch, daß Fräulein Beurer bessere Geschäfte machte als sie selbst.

Die Beurer kam nicht dazu, zu antworten. Herr Xylander erhob sich und führte mit einem entschuldigenden Blick auf die Armbanduhr die drei Bittstellerinnen zur Tür. «Ich muß jetzt fort», sagte er höflich, aber bestimmt, «und Sie kennen ja nun meinen Standpunkt.»

Kurz nach den drei Frauen verließ auch Xylander das Fabrikgebäude. Es ist schon etwas spät, sagte er sich, aber sie soll ruhig warten. Schließlich ist sie es, die mich hat sprechen wollen. Er ging darum nicht schneller als sonst die Seefeldstraße hinunter, blieb noch eine Weile vor dem Geschäftshaus der «Neuesten Nachrichten» stehen, um die ausgehängten Zeitungen zu lesen, überquerte die Goethestraße und ärgerte sich wie an sämtlichen früheren Abenden über das Straßenschild, auf dem der Name des Dichters statt mit «oe» mit «ö» geschrieben war. Auch vor den Photos des Urban-Kinos verweilte er noch einige Sekunden, bevor er sich endlich zur Eile entschloß.

Er hatte ein sehr unangenehmes Gefühl, als er die Treppe zum «Rämi-Pavillon» emporstieg. Ich hätte nicht

nachgeben dürfen, dachte er, diese Verabredung ist Un Sinn. Ein Glück, daß ich sie wenigstens in dieses volle Lokal geschleppt habe. Da kann sie keine Szenen machen. Trotzdem wäre er am liebsten im letzten Moment wieder umgekehrt, aber die Frau hatte ihn schon entdeckt.

Sie saß sehr aufrecht an dem Tisch neben der Säule, und in ihrer regungslosen Starre wirkte sie wie das Bild eines modernen Malers, der die harten Konturen und den luftlosen Hintergrund liebt. Zu einem schwarzen hochgeschlossenen Kleid trug sie eine kleine gleichfarbige Kappe, die an den Schläfen sehr dunkle, glänzende Haare freiließ. Das Gesicht war in diesem Rahmen überirdisch weiß, wie ein schmaler ovaler Fleck, den der Maler auszuführen vergessen hatte. Nur die Augen schienen eingezeichnet, große, stählerne, blaue Augen von einem starren Glanz, als schwämmen sie unter einer Wasserfläche. Sie irrten unruhig und erschrocken umher, und doch hatte man den Eindruck, als sähen sie nicht. Bisweilen hoben sich die sehr schmalen, bleichen Hände vor das Gesicht, als wollten sie die Blicke abwehren, die von allen Seiten auf sie zukamen.

Sie ist wirklich unheimlich schön, dachte Xylander, als er jetzt auf sie zutrat. Er hatte den Blick so ausschließlich auf sie gerichtet, daß er nicht bemerkte, wie am Nebentisch jemand seinen Stuhl rasch ein wenig rückwärts, als wollte er hinter der großen Säule Deckung suchen, Xylander hätte diesen jungen Mann wiedererkennen müssen. Aber er schenkte ihm keine Aufmerksamkeiten.

Herbert wußte selbst nicht, weshalb er beim Anblick Xylanders seinen Stuhl unwillkürlich zur Seite gerückt hatte. Aus einem unerklärlichen Grunde aber war es ihm angenehm, daß der Grieche ihn nicht erkannt hatte, und daß die Säule jetzt zwischen ihnen stand. Er hatte die feste Absicht, dem Gespräch, das sich am Nebentisch entwickelte, nicht zuzuhören, aber die dunkle Stimme der Frau war von so seltsamem Reiz, der schleppende Tonfall ihrer Worte so angstvoll und bittern, daß er sich immer wieder dabei ertappte, wie er alle anderen lautlichen Eindrücke ausschaltete, um der Unterhaltung folgen zu können. Zuerst freilich hörte er nur abgerissene Worte, dann, als die Stimme der Frau eindringlicher wurde, fing er ganze Sätze auf.

«Du kannst dir doch denken», sagte sie eben, «wie fürchtbar es für mich ist, mündlich darum zu bitten. Aber es bleibt mir ja kein anderer Ausweg.»

Herbert sagte sich, daß es unanständig sei, zu lauschen. Aber die Stimme schien immer lauter zu werden, so daß er sie gegen seinen Willen hören mußte.

«Es ist das letzte Mal, daß ich dich darum bitte. Ich will die Päckchen nicht mehr haben! Ich will nicht mehr!

Ist Ihr Geburtsdatum auf Ihrem Gesicht eingetragen?

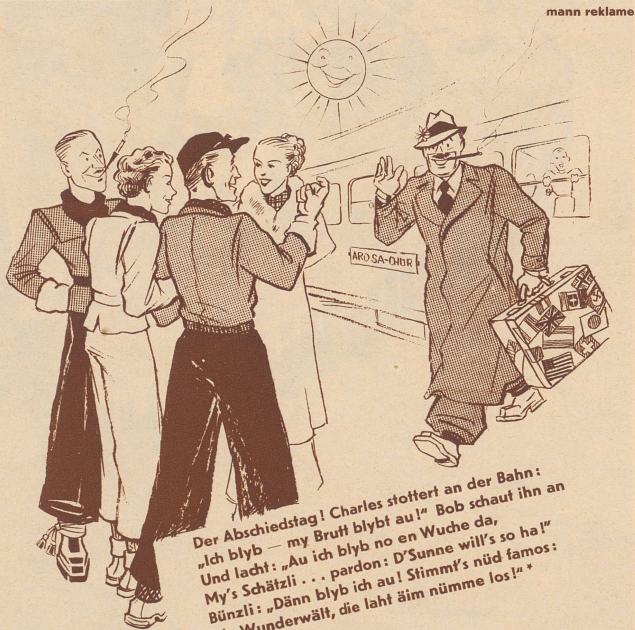


Die Nuance Ihres Puders muß den Typ Ihrer Schönheit hervorheben

Das Alter einer Frau sollte ein Geheimnis bleiben. Jede Frau hat das Recht und die Pflicht, sowohl für sich als für diejenigen, die sie liebt, jung zu scheinen, jünger als ihr Alter. Aber immer noch gibt es zu viele Frauen, die ihr Geburtsdatum auf ihr Gesicht schreiben, indem sie Puder verwenden, dessen Nuance nicht ihrem besonderen Typ entspricht. Von weitem scheinen sie 20 Jahre alt zu sein, sie haben die Silhouette der 20-jährigen; sie sind tatsächlich 20, aber ach, von nahem sind sie 30-jährig.

Noch jünger mit MALACÉINE
Zeigen Sie sich nie vor Männern, bevor Sie ihre Puder- nuance gefunden haben, denn nur diese wird Sie jünger erscheinen lassen. MALACÉINE hat einen neuen, äußerst feinen, anhaftenden und delikat parfümierten Puder geschaffen. Er existiert in 8 Grundfarben, deren Nuancen sich vollkommen den originellsten Hautfarben anpassen.

Novelle poudre **MALACÉINE**
sprich Ma-las-se-ih



Der Abschiedstag! Charles stottert an der Bahn:
„Ich blyb — my Brutt blybt au!“ Bob schaut ihn an
Und lacht: „Au ich blyb no en Wuche da,
My's Schätzli . . . pardon: D'Sunne will's so ha!“
Bünzli: „Dänn blyb ich au! Stimmmy's nüd famos:
Die Wunderwält, die laht äim nümme los!“

AROSA

Die reduzierten Minimal-Pensionspreise:
Schweizerhof Fr. 10.—
Bahnhof „ 11.—
Gentiana „ 11.—
Furka „ 11.50
Belvédère-Tanneck „ 12.50
Merkur „ 12.50
Suvretta „ 12.50
Alpensonne Fr. 13.50
Bellevue „ 13.50
Post- und Sporthotel „ 13.50
Des Alpes „ 14.50
Seehof „ 14.50
Berghotel Prätschli „ 15.—
Schweizer Ski-Schule unter Leitung von J. Dahinden „ 15.—
Altein Fr. 15.50
Arosa-Kulm „ 16.—
Excelstor „ 16.—
Grand Hotel Tschuggen „ 16.—
Hof Maran „ 16.—
Neues Waldhotel „ 16.—

AROSA im Vollbetrieb bis Ende März



Da darf sie nicht mehr schiden. Verstehe mich doch endlich mit diesen Päckchen! Ich gehe ja daran zugrunde! Die Stimme klang so klagernd, daß Herbert einen körperlichen Schmerz dabei empfand. Der Mann schien beruhigt auf sie einzugehen. Herbert verzand nicht, was er sagte, nur das Wort «Päckchen» fing er noch einmal auf. Aber die Frau wollte auf Xyländers Argumente nicht hören, sie unterbrach ihn rasch, und ihre Worte klangen scharf drohend.

«Du wirst diese Sendungen einlösen. Oder ich werde mich wehren. Mit allen Mitteln! Für mich geht es viel auf dem Spiel. Heute bitte ich dich, aber morgen...»

Herbert wußte einen letzten Schuß abzugeben. Er trat zu unangehen, sagte er sich. Am besten ist's, ich gehe weg. Er zählte auf und ging langsam dem Ausgang zu. Bevor er die Treppe hinunterstieg, drehte er sich noch einmal um. Die Frau hatte den Kopf hoch erhoben und ihre Augen gegen Herbergs und vererbte über den Mann hinweg. Ihr Gesicht war jetzt noch weißer als vorher.

Bernad Schwyzer, Detektiv.

Der Abenddunst lag in dichten weißen Schwaden auf dem See. Er kroch die Uferhänge hinauf, spannte sich rings umher, umschloß die hohen Strakenhäuser der Quai und traf sich unerbittlich immer tiefer in die Außenbezirke hinein. In dem Gewir der Straßen verwickelte er allmählich und bildete nur noch eine dünne weiße Haut, die sich zählich um die alten Turme legte. Daß im Herren der Stadt, das die Linien wie eine lebendige Ader durchzog, hatte er sich fester zusammengefaßt. Er wußte, wie sein dichter Netz von den beiden stampfen Tritten des Großhändlers bis zu dem spitzen, scharfen Dack von St. Peter, dessen großer Fitterrücken kaum noch zu erkennen war. Wenige Schritte weiter umschloß das Mühlensystem, was das Wasser des Fluusses genau wurde und dann schämend über das Wehr hinunterströmte, war der Nebel so dicht, daß auf der Bahnhofsbrücke die Laternen aufblitzten. Die eligen Passanten bildeten besorg in den milden Schein und schritten mühsam den Kopf.

«Ja, ja, der Sommer ist vorbei», sagte der alte Schieber, der gerade seinen Nachtkäse angereicht hatte. Er stand am Fenster seiner Portierloge und starrte ausdruckslos auf die dichten weißen Feuern, die draußen vorbeizogen. «Was machst du eigentlich noch hier», fragte er plötzlich etwas barsch den Pagen Bernad. «Um 7 habe du Feuerabend, jetzt ist es gleich 8 und du bist immer noch da. Was sagst du denn? Alle Abende lockst du hier, außer nach Hause zu gehen. Du solltest mein Sohn sein». Schieberlein machte eine unumverständliche Bewegung mit der Hand.

Aber Bernad Schwyzer ließ sich nicht beirren. Er hatte eine schwere Aufgabe, von der Herr Schieberlein auch im Traum nicht ahnte. Und die mußte er erfüllen. Gestern in der Mittagspause war Herr Höllin zu ihm gekommen und hatte ihm berichtet, was dieses Gekehr unter den beiden politischen Briefmarken beleuchtete. Derselbe hatte er es sich vorlesen lassen, und erst konnte er den Text auswändig, wenn er auch noch so unverständlich war. «Vorwärts! Nopp! Beschleunigung nicht zu sehr! Allgemeines Gefühl! Sade geht in die Luft. Grüne Maschinen enger geworden. 10.000! Da müßte man aufpassen. Denn wenn jemand so eine Nachricht unter einer Briefmarke bekam, konnte mit ihm nicht alles in Ordnung sein. Und darum also hat Bernad die beiden letzten Abende auf dem Tor der Villa Xyländer nicht aus den Augen.

(Fortsetzung folgt)

Der bescheidene Anfang

Auf der John-Brown-Werft in Clydebank bei Glasgow in Schottland ist vor wenigen Tagen die Kessellegung für das Schwesterschiff der «Queen Mary» vollendet worden. Der Riesen dampfer trägt, solange er im Bau ist, nur den Namen «No. 552». Erst wenn er von Stapel läuft, wird die Taufe auf den endgültigen Namen stattfinden. Ironischer Weise hat dieses Ozeanrisse das Schwelerverfahren in weit größerem Umfang angewendet werden, als das bisher der Fall war. Dieses neue Luxusmodell der «Carnegie White Star-Line» wird das größte aller Passagierschiffe werden — mehr als 25.000 Tonnen — und bei einer vorgeschriebenen Geschwindigkeit von ca. 33 Knoten in der Stunde die höchste Antwort auf das «Blue Bird» der United States sein. Die Bauzeit betrug drei Jahre. Fünf 8000 t. Zerstörer sind Krassen der über 500 Meter lange Kiel des neuen Schiffes.

No 552, tel est le matricule du nouveau paquebot que la «Carnegie White Star-Line» vient de faire mettre en chantier chez John-Brown-Werft, près de Glasgow. Le No 552 qui se construira pour l'Armée britannique avant le jour de son lancement — il va être au premier — sera le plus grand paquebot du monde. Il mesura 25.000 tonnes et coudra plus de 33 nœuds. La coupe du jour démontre de «raisons bleues», que mesure notre photographie, mesure plus de 500 mètres.